

Jörg Zimmermann

Prämoderne, Moderne, Postmoderne

Philosophieren im Schatten der Bibliothek von Babel

[aus: Wilfried Gruhn (Hrsg.):

Das Projekt Moderne und die Postmoderne. Regensburg 1989, S. 85 – 101]

Zu den bevorzugten Themen einer mit dem Geist der Postmoderne assoziierten Philosophie gehört „die Frage nach dem Buch“.¹ Vor allem Jacques Derrida hat ihr viele Seiten gewidmet. Seine Untersuchungen kulminieren in der These, daß es *das* Buch nicht geben könne, sondern nur Bücher. Es ist dies ein Satz, deren es in der Philosophie viele gibt, -überaus suggestiv und nichtssagend zugleich. Entweder überwältigt den Leser ein Gefühl von Abgründigkeit, oder er muß argwöhnen, das habe er immer schon gewußt. Aber der Satz könnte auch zu folgender Variante inspirieren: *Die Bibliothek gibt es nicht, es gibt nur Bibliotheken*. Wenn nun dennoch von *der* Bibliothek die Rede sein soll, dann impliziert dies notwendigerweise ihre Fiktivität. Die Fiktion, der ich mich gleichsam mit postmoderner Unverantwortlichkeit bediene, stammt von Jorge Luis Borges² und wurde im Jahre 1941 der Öffentlichkeit vorgestellt. Ihr Verfasser, der jahrelang Direktor der real existierenden Nationalbibliothek von Buenos Aires war, erhielt den Ehrentitel eines „mythischen Bibliothekars.“³ Seine Vision der Bibliothek von Babel wurde vor einigen Jahren von Umberto Eco so ins Amüsante verkehrt⁴, daß sich ihre irritierende Botschaft nahezu verflüchtigte. Sie in der philosophischen Konstellation von Prämoderne, Moderne und Postmoderne wieder wirksam werden zu lassen, ist der Ehrgeiz der folgenden Skizze.

Die Bibliothek von Babel definiert sich korrekt als „*überall vorhandenes und fortdauerndes System sechseckiger Galerien*“: in der Endlosigkeit ihrer Ausdehnung ist sie ein anderer Name für das Universum. Borges gibt detaillierte Einblicke in die sechseckige Kernzelle der Bibliothek:

„Zwanzig Bücherregale, fünf breite Regale auf jeder Seite, verdecken alle Seiten außer zweien: ihre Höhe, die sich mit der Höhe des Stockwerks deckt, übertrifft nur wenig die Größe eines normalen Bibliothekars. Eine der freien Wände öffnet sich auf einen schmalen Gang, der in eine andere Galerie, genau wie die erste, genau wie alle, einmündet. Links und rechts am Gang befinden sich zwei winzige Kabinette. In dem einen kann man im Stehen schlafen, in dem anderen seine Notdurft verrichten. Hier führt die spiralförmige Treppe vorbei, die sich abgründig senkt und sich weit empor erhebt. In dem Gang ist ein Spiegel, der den äußeren Schein verdoppelt.“

Die Bibliothek ist ein Labyrinth ohne Ausgang.

„Wenn ein ewiger Wanderer sie in irgendeiner beliebigen Richtung durchmessen würde, so würde er nach Ablauf einiger Jahrhunderte feststellen, daß dieselben Bände in derselben Unordnung wiederkehren (die, wiederholt, eine Ordnung wäre, der O r d o).“

Reale Bibliotheken und ihre Bücherreihen haben einen Anfang und ein Ende. Welche Konsequenzen dies für das Ziel des Erwerbs von Weltkenntnis durch Bücher haben kann, verdeutlicht eine Episode aus Sartres Roman *Der Ekel*. Dessen Protagonist, der Historiker Roquentin, arbeitet an einer wissenschaftlichen Studie über den Marquis de Rollebon. Am Dienstag, dem 30. Januar 1932, findet sich Roquentin pünktlich um 9 Uhr in der Bibliothek von Beauville ein, um Kapitel XII seiner Studie fertigzustellen, das alles enthalten soll, was Rollebons Aufenthalt in Rußland bis zum Tode Pauls des Ersten betrifft. Roquentin lernt während der Arbeit einen Menschen - den „Autodidakten“ - kennen, dessen Prinzip, die Bibliothek zu nutzen, ihm zunächst Rätsel aufgibt. Als er ihn vor den Autoren Langlois, Larbalétrier, Lastex und Lavergne stehen sieht, durchschaut er die über Jahre hinweg beharrlich angewandte Methode:

Er „hat das erste Buch auf dem ersten Bücherbord ganz rechts ergriffen und hat es auf der ersten Seite aufgeschlagen, erfüllt von Ehrfurcht und Schrecken und wilder Entschlossenheit. (...) Unvermittelt ist er übergegangen vom Studium der Käfer auf die Quantentheorie, von einem Werk über Tamerlan auf eine katholische Schmähchrift gegen den Darwinismus: es hat ihn nicht einen Augenblick aus der Fassung gebracht. (...) Hinter ihm und vor ihm liegt ein Weltall. Und der Tag ist nicht mehr fern, an dem er das letzte Buch des letzten Regals auf der äußersten Linken schließen und zu sich selbst sagen wird: 'Und jetzt?'“⁵

Die Tatsache, daß reale Bibliotheken - wie groß auch immer ihr Bestand sein mag - einen Anfang und ein Ende haben, bestätigt nur das Illusionäre der Vorstellung, man könne seine Lektüre methodisch so organisieren, daß sie von einem sicheren Ausgangspunkt zu einem definitiven Ziel führt, gar zum „absoluten Wissen“ des „sich als Geist wissenden Geistes“, der zu seinem Wege „die Erinnerung der Geister“ hat, wie sie sich in der Bibliothek als „Schädelstätte des absoluten Geistes“ sedimentiert.⁶ Nun hatten Philosophen, die sich dieses Ziel setzten, nicht den extensiven Weg des naiven Sartreschen Autodidakten gemeint, sondern den intensiven Weg einer exemplarischen Lektüre des Wesentlichen, das sich dann im Idealfall als „Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften“ in einem einzigen Buche konzentrieren ließe. Dessen Inhalt sei kein anderer als

„der im Gebiet des lebendigen Geistes ursprünglich hervorgebrachte und sich hervorbringende, zur Welt, äußern und innern Welt des Bewußtseins gemachte Gestalt“, das aber bedeute, „daß ihr Inhalt die Wirklichkeit ist.“⁷

Hegel, der Generalist, glaubte also daran, daß die Bibliotheken beherrschbar und im Prinzip alle Bücher ihrem wesentlichen Gehalte nach durch das eine philosophische Buch ersetzbar seien.

Den Spezialisten Roquentin irritiert die Erfahrung des offenkundig absurden Lektüreweges, den der Autodidakt nimmt, in so nachhaltiger Weise, daß er bald darauf die Arbeit an seiner im Laufe der Jahre weit fortgeschrittenen Abhandlung über das Leben und Wirken des Marquis de Rollebon aufgibt. Vielleicht war es gleichbedeutend mit dem Entschluß, der Bibliothek für immer zu entfliehen.

Jean Paul Sartre, der die Figur Roquentins imaginierte, bekennt in seiner Autobiographie: „Ich habe mein Leben begonnen, wie ich es zweifellos beenden werde: inmitten von Büchern.“ Die Bibliothek sei für ihn „die Welt im Spiegel“ gewesen: „sie hatte deren unendliche Dichte, Vielfalt, Unvorhersehbarkeit“. Dennoch führt er Klage: die suggestive Macht dieser Bibliothek verleite uns zur Verwechslung von Fiktion und Wirklichkeit.⁸

In der *Bibliothek von Babel* ist eine solche Verwechslung nicht möglich. Denn in ihrem Bannkreis lebt man in der Wirklichkeit, indem man in der Bibliothek existiert. Welche Menschen leben in der Bibliothek? Borges nennt an erster Stelle die Bibliothekare; ihre ursprüngliche Population habe eine Dichte von einem Mann im Bereich dreier Sechsecke aufgewiesen. Fälle von Selbstmord und Lungenkrankheit hätten allerdings diese Proportion zerstört. So könne es nunmehr durchaus geschehen, daß man nächtelang durch Gänge und über Treppen irre, ohne einen einzigen Bibliothekar zu finden. Auch bemerkt Borges eine auffällige Häufung von Selbstmorden gerade in jüngster Zeit. Außer den Bibliothekaren gibt es an offiziellem Personal noch amtliche Sucher, sogenannte Inquisitoren, die „immer einen strapazierten Eindruck machen“.

Die Mentalität der Menschen, die in der Bibliothek von Babel leben, steht in deutlichem Kontrast zu der Lust, in der die Nutznießer unserer real existierenden Bibliotheken auf Büchersuche gehen, sich von Bibliographien, Katalogen und Standorttafeln den Weg weisen lassen. Mehr als Lust, nämlich ein „überwältigendes Glücksgefühl“ überkam in früheren Zei-

ten auch diejenigen, die in der Bibliothek von Babel Rat und Hilfe suchten. Denn der unermessliche Bestand an Büchern nährte die Hoffnung, es gebe

„kein persönliches, kein Weltproblem, dessen beredte Lösung nicht existierte: in irgendeinem Rechteck.“

Die gegenwärtig vorherrschende Mentalität dagegen charakterisiert der Satz: *„Offensichtlich hofft niemand, irgendetwas zu entdecken.“* Anfängliche Euphorie ist in bittere Enttäuschung umgeschlagen. Der Protagonist spricht aus eigener Erfahrung.

„Wie alle Menschen der Bibliothek bin ich in meiner Jugend gereist; ich habe die Fahrt nach einem Buch angetreten, vielleicht dem Katalog der Kataloge; jetzt können meine Augen kaum mehr entziffern, was ich schreibe; ich bin im Begriff, nur ein paar Meilen von dem Sechseck, wo ich geboren wurde, zu sterben. Wenn ich tot bin, wird es nicht an mitleidigen Händen fehlen, die mich über das Gelände werfen werden ...“

Solche Desillusionierung erspart sich, wer die Fahrt gar nicht erst antritt. Denn könnte es wirklich ein Buch geben, das *„die Grundgeheimnisse der Menschheit“* und damit auch den Ursprung der Bibliothek enthüllt? Der in der Bibliothek Gealterte verwundert sich ob der in der nachwachsenden Generation stets erneut aufkeimenden Hoffnung. Er erwähnt Bezirke der Bibliothek, in denen sich

„die Jungen vor den Büchern niederwerfen und mit ungezügelter Wildheit die Seiten küssen, aber nicht einen Buchstaben verstehen.“

Einige Leser erinnern sich hier vielleicht einer Figur Flaubert's, nämlich des Bibliomanen Giacomo, der ohne ausreichende Beherrschung der Technik des Lesens nur eine Leidenschaft kannte: den intimen Umgang mit Büchern.

„Er nahm ein Buch, blätterte dessen Seiten um, befühlte dessen Papier, prüfte dessen Goldschnitt, den Deckel, die Buchstaben, die Druckerschwärze, den Falz und das Bildarrangement für das Wort f i n i s...“⁹

Vor allem liebte er es, den feinen Geruch des Staubes einzusatmen, der die Seiten bedeckte. Auch Giacomo war auf der Suche nach einem ganz bestimmten Buch. Er kannte sogar den Titel; dieser versprach, das *„Mysterium des heiligen Michael“* zu enthüllen.

Den philosophierenden und wissenschaftlich forschenden Lesern heutiger Tage liegen solche Ekstasen fern. Ihre Nüchternheit im Umgang mit Büchern wird entschädigt durch das unleugbare Verständnis der Buchstaben. Weil eben diese Grundvoraussetzung des Verstehens von Büchern in der Bibliothek von Babel radikal in Frage steht, kann dort Bibliophilie und ihre Steigerungsform, die Bibliomanie, jäh in Bibliophobie umschlagen, in die Furcht vor dem Buch. Borges selbst läßt sich von der Aura ursprünglicher Unverständlichkeit so beeindruckend, daß er seinen Leser mitten im Text unvermittelt fragt: *„Bist du sicher, daß du meine Sprache verstehst?“*

Die babylonische Verwirrung der Lektüre ist darauf zurückzuführen, daß für die Interpretation der 25 Grundzeichen, aus deren Permutation der Inhalt sämtlicher Bücher abzuleiten ist, kein verlässlicher Schlüssel existiert. Daher machen fast alle Bücher der Bibliothek einen chaotischen Eindruck.

„Auf eine einzige verständliche Zeile oder eine richtige Bemerkung entfallen Meilen sinnloser Kakophonien, sprachlichen Kauderwelschs, zusammenhanglosen Zeugs.“

Manche Besucher halten die Bücher für Kryptogramme; andere üben sich in ihrer Lektüre wie Handlesekünstler.

„Eine Lästersekte schlug vor, man solle die Suche einstellen, alle Menschen sollten Buchstaben und Zeichen so lange durcheinander würfeln, bis sie auf Grund eines unwahrscheinlichen Zufalls diese kanonischen Bücher zusammenbrächten.“

Borges konnte damals noch nicht wissen, welche Hilfsmittel dieser Sekte durch die Entwicklung immer aufwendigerer elektronischer Würfelprogramme zur Verfügung stehen würden, um sich der Illusion hinzugeben, daß die Prüfung aller Permutationsmöglichkeiten einmal abgeschlossen und der Sinn als Output abzulesen sei. Die merkwürdigste Ausgeburt jener Verzweiflung aber war der Mythos von der „*fiebernden Bibliothek*“, der besagt, daß die

„Zufallsbände ständig in Gefahr schweben, sich in andere zu verwandeln und alles behaupten, leugnen oder durcheinanderwerfen wie eine delirierende Gottheit.“

Die Benutzer unserer Bibliotheken bedürfen dieser Mythen und Illusionen nicht. Denn sie setzen im Gegensatz zu den Menschen der Bibliothek von Babel voraus, daß der verständliche Sinn an der Tagesordnung ist und das einmal Niedergeschriebene mit sich identisch bleibt. Ebenso wenig teilen sie die Ansicht, daß jede wortreiche Epistel schon irgendwo in einem der dreißig Bände der fünf Regale eines jeden der unzähligen Sechsecke existiere. Denn das müßte all diejenigen entmutigen, die z. B. gerade jetzt dabei sind, die Abhandlung über den Marquis de Rollebon zuende zu schreiben, die der Historiker Roquentin aus noch nicht ganz geklärten Gründen im Jahre 1932 mit Kapitel XII abbrechen ließ.

Das Beunruhigende der Bibliothek von Babel liegt nicht nur in der Rätselhaftigkeit ihrer Codierung, sondern auch in ihrem Anspruch auf Totalität, durch die sie eine Sammlung von Erkenntnissen über die Wirklichkeit, so wie sie ist, in mehrfacher Richtung überschreitet. Zum Bestand gehört nämlich ebenso „*die bis ins einzelne gehende Geschichte der Zukunft*“ einschließlich der „*wahrheitsgetreuen Darstellung*“ meines eigenen Todes wie die Inkorporation des Nicht-Seienden etwa in Form von „*Tausenden und Abertausenden falscher Kataloge*“ nebst dem Nachweis ihrer Falschheit. Zu finden wäre aber auch der Nachweis der Falschheit des echten „*Katalogs der Kataloge*“, dem der Protagonist der Erzählung von Borges in seiner Jugend auf die Spur zu kommen versuchte. In jedem Falle also enthält die Bibliothek von Babel auch Bücher, deren bloße Möglichkeit hinreichend für ihr Dasein ist.

Was hier die Fiktion als Faktum berichtet, imaginierte der Philosoph Gottfried Wilhelm Leibnitz als utopischen Traum: Im abschließenden Passus der *Theodizee*¹⁰ wird der Protagonist dieses großen metaphysischen Gedankenpanoramas von Pallas Athene in einen Palast von ungeheurer Größe geführt. Jedes Gemach dieses Palastes birgt eine mögliche Welt in sich, und zwar in Form eines großen Buches, in dem ihre Geschichte in allen Einzelheiten niedergeschrieben ist. Im obersten Geschoß des pyramidenförmig sich verjüngenden Gebäudes, dessen Basis ins Endlose fortwächst, wird Theodorus mit jenem einzigartigen Buch konfrontiert, das die Geschichte der besten aller möglichen Welten erzählt: die Geschichte unserer wirklichen Welt, in der wir zu existieren haben. Theodorus ist angesichts dieser Entdeckung außer sich vor Freude.

In der Bibliothek von Babel erscheint den Suchenden das totale Buch, das Inbegriff und Auszug aller wäre, nicht einmal im Traume. Die von einigen findigen Köpfen vorgeschlagene Suchmethode bestätigt nur die Unmöglichkeit seiner Auffindung:

„Um das Buch A zu lokalisieren, muß man zuvor ein Buch B heranziehen, das den Ort von A angibt; um das Buch B zu lokalisieren, muß man zuvor ein Buch C und so ins Unendliche ...“

Absurder noch klingt der Vorschlag, die ungeheure Bibliothek durch einen einzigen Band überflüssig zu machen, der aus einer unendlichen Zahl unendlich dünner Blätter bestünde. Im Bewußtsein des Scheiterns sieht sich der Protagonist der Fiktion schließlich genötigt, die aller menschlichen Vorstellungskraft spottende Überlegenheit der Bibliothek von Babel anzuerkennen:

„Ich hege die Vermutung, daß die Menschenart - die einzige, die es gibt - im Aussterben begriffen ist, und daß die Bibliothek fort dauern wird: erleuchtet, einsam, unendlich, voll-

kommen, unbeweglich, gewappnet mit kostbaren Bänden, überflüssig, unverweslich, geheim.“

Diese fiktive Konsequenz ist die genaue Umkehrung der tatsächlichen Verhältnisse: Während die Menschenart mit allen Mitteln versucht, ihr Aussterben zu verhindern, mehren sich die Anzeichen, daß die Zeit der Bibliotheken abzulaufen beginnt. Postmodern steht ihre „Immaterialisierung“ zur Debatte¹¹, die Auflösung der kompakten, lokalisierbaren Existenz von Büchern in fluktuierende Datenmengen, die im Idealfall von jedermann zu jeder Zeit an jedem Ort abgerufen und verarbeitet werden können. Da die vollständig informatisierte Gesellschaft noch Utopie ist, herrscht gegenwärtig ein eigentümlicher Zwischen- und Übergangszustand: Bibliotheken, die irgendwann überflüssige Ruinen sein werden, taugen mehr denn je zum ironischen Spiel. Oder aber sie sind Stätten melancholischer Erinnerung. Ein solcher „postmoderner“ Gebrauch des riesigen in den Bibliotheken akkumulierten Vorrats an Erkenntnissen, Meinungen, Mutmaßungen, Erdichtungen, Kuriositäten und Absurditäten steht ebenso im Gegensatz zur Autoritätsfixiertheit „prämoderner“ Bewohner von Bibliotheken wie zur kritisch-distanzierten Einstellung „moderner“ Nutzer, die glauben, den Wert oder Unwert von Büchern am Maßstab einer dem Bannkreis bibliothekarischen Wissens entzogenen Vernunft beurteilen zu können. Es handelt sich um miteinander konkurrierende Verhaltensweisen, die ungeachtet ihrer je nach Epoche wechselnden Dominanz auch aktuell den Bezug zur Bibliothek bestimmen. Der folgende Rückblick ist also nicht als bloße Historie gemeint. Leitend bleibt dabei die Frage nach dem Ort der Philosophie innerhalb der Bibliothek.

Der Text von Borges beginnt mit der Formulierung: *„Das Universum, das andere die Bibliothek nennen...“* Die Bibliothek ist das Universum, wenn die Fülle des Seins als Niederschrift eines göttlichen Autors gedeutet wird: Wer im Buch der Welt liest, versucht sie als bedeutungsvolle Schöpfung zu entziffern. Diesem Mythos war ein Konflikt einbeschrieben, der von Anfang an nicht nur Theologen, sondern auch Philosophen beunruhigt hat, die als Metaphysiker dem in und hinter allen Erscheinungen verborgenen Wesen der Dinge auf die Spur kommen wollten. Ist schriftliche Fixierung nicht schon Verstellung? Dieser Ansicht war Platon und sein Ideal deshalb die Möglichkeit, der Wahrheit ohne Vermittlung von Schriftzeichen ansichtig zu werden. Lektüre hindere die Seele an der Wiedererinnerung (Anamnesis) des metaphysischen Ursprungs und erzeuge lediglich Vielwisserei an der Peripherie. Sein Einwand wirkt überzeugend: In der Konkurrenz je verschiedenartiger Verschriftungen droht sich die Identität des ideal Gemeinten zu verdunkeln oder gefährlicher noch: illusorisch zu vervielfältigen.

Nun unterstellt die Theologie tatsächlich, daß es *ein* vor allen anderen ausgezeichnetes Buch gebe, dessen Schrift dem, der zu lesen verstehe, transparent sei gegenüber dem Wesenssinn des Universums. Denn es enthält Gottes Offenbarung, vermittelt von inspirierten Schreibern. Doch was garantiert uns die richtige Lektüre des Buches? So stehen wir vor dem Paradox, daß gerade die Auszeichnung eines bestimmten Buches vor allen anderen Anlaß zu einer nicht endenwollenden Generierung von Texten gegeben hat, die je für sich der gültige Kommentar des kanonischen Textes sein wollten. Der Auflösung des Widerspruchs dient jener dem Mythos vom transparenten göttlichen Ursprung gegenläufige Mythos von der babylonischen Sprachverwirrung. Er erklärt, warum die Kommentare ihr Ziel nie definitiv erreichen können und sich in einen permanenten Streit über die rechte Auslegung verwickeln müssen.

Im Rückblick auf diese Bibliothek so nachhaltig anreichernde Produktivität meinte der Aufklärer Lichtenberg im Jahr der großen französischen Revolution:

„Die Haare stehen einem zu Berge, wenn man bedenkt: war für eine Zeit und Mühe auf die Erklärung der Bibel gewendet worden ist. Wahrscheinlich ein Million Oktav-Bände jeder so stark als einer der allg[emeinen], d[eutschen] Biblioth[ek]. Und was wird am Ende der Preis dieser Bemühungen nach Jahrhunderten oder -tausenden sein?“¹²

Lichtenberg konterkariert die Dynamik dieser Entwicklung durch den Vorschlag, die Theologie mit dem Jahr 1800 für abgeschlossen zu erklären und ihr zu verbieten, auch fürderhin noch Entdeckungen zu machen.

Aber war die Philosophie in einer besseren Lage? Der aller Verschriftung philosophischer Erkenntnis abgeneigte Platon hatte gleichwohl durch eigene Schriften und vor allem durch die Kommentare seiner zahllosen Anhänger und Gegner zum Ausbau der Bibliothek entscheidend beigetragen. Allerdings nahm schon sein Schüler Aristoteles einen bücherfreundlichen Standpunkt ein, den man als bibliothekarischen Realismus bezeichnen könnte. Nach antiker Überlieferung war Aristoteles Eigner der ersten systematisch geordneten Privatbibliothek. Wichtiger ist im vorliegenden Problemzusammenhang jedoch der maßgeblich von Aristoteles erhobene Anspruch, daß die Philosophie das Zentrum jeder Bibliothek darstelle und sich andere Wissensgebiete um dieses Zentrum formieren müßten.

Nun kam es schon zwischen Platonikern und Aristotelikern zu einem erbitterten Streit über die richtige Auslegung des Universums in seinem metaphysischen Wahnsinn. Während die christliche Theologie mit dem Buch der Bücher nur eine einzige Autorität anerkannte, arrangierte sich die Philosophie frühzeitig mit der Vorstellung, daß es in ihrem Einflußbereich mehrere Autoritäten geben könne. Das Ansehen der kanonischen Texte steuert den prämodernen Gebrauch der Bibliothek. Analoges gilt für die Regulierung der Lektüre in anderen Bereichen. Senecas Ratschlag an Lucilius:

„Die Menge der Bücher zerstreut. Da du also nicht so viel lesen kannst, wie du haben möchtest, so genügt es, soviel zu haben, wie du lesen kannst. ‘Aber’, sagst du, ‘ich mag gern bald in diesem, bald in jenem Buche blättern.’ Es ist ein Zeichen eines verdorbenen Magens, von vielem zu kosten. (...) Daher lies immer nur bewährte Schriftsteller, und hast du einmal Lust gehabt, auch bei andern einzusprechen, so kehre bald wieder zu den früheren zurück.“¹³

Die moderne Einstellung gegenüber der Bibliothek läßt sich mit der Aufforderung Kants verbinden: *„Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen.“¹⁴* Dem autoritätsfixierten Leser wird der aufgeklärte oder um Aufklärung bemühte Leser gegenübergestellt. Tatsächlich ist der Gegensatz nur ein relativer: denn das Faktum der Bibliothek bedeutet ja, daß hier dem eigenen Verstand immer schon ein dicht gesponnenes Netz fremder Gedanken vorgeordnet ist. Es geht also näher betrachtet um die kritische Prüfung der Bibliothek und ihrer durch das Gewicht der Jahrhunderte gefestigten Autorität. Gesucht wird ein Maßstab, der nicht der Bibliothek selbst entnommen ist. Philosophen der frühen Aufklärung besinnen sich auf die Metapher des Weltbuchs, nun aber weniger im Zeichen göttlicher Offenbarung als im Zeichen methodisch kontrollierter Erfahrung. Dadurch wird auch die zentrale Stellung der Philosophie als vermeintlich aus reinen Begriffen schöpfender Einsicht in das Wesen der Dinge in Frage gestellt. Berühmt ist die bücherstürmende Schlußpassage von David Hume's *Untersuchung über den menschlichen Verstand*: Würden wir dem Maßstab der Erfahrung folgend *„unsere Bibliotheken durchgehen, welche Verwüstung müßten wir dann anrichten!“¹⁵*

Dem radikal-aufklärerischen Büchersturm zum Trotz war die Autorität der Bibliothek zumindest im Horizont der Philosophie kaum ernsthaft zu erschüttern. Interessanter ist daher im Rückblick die Frage, wie man sich als erklärter Selbstdenker mit der Bibliothek arrangieren kann. Von bleibender Aktualität ist Michel de Montaignes lange vor Einläutung des Zeitalters der Aufklärung erprobter Individualismus. Er wird zum Selbstdenker, indem er sich als *„Philosoph von ungefähr und ohne Vorbedacht“* versteht.¹⁶ So kann er sich allem zuwenden, was auf irgendeine Weise existentiell sein Interesse erregt, ohne sich irgendwo endgültig anzusiedeln. Es sei ihm nie gelungen, sich in ein Wissensgebiet zu verbeißen. Entsprechend unbefangen macht er von seiner Bibliothek Gebrauch:

„Ich gehe auf Zehrung und lasse bald da, bald dort aus einem Buch die Sentenzen mitlaufen, die mir gefallen.“

Mit anderer Begründung als die Autoritätsfixierten bekennt auch er sich zum Prinzip Entlastung:

„Bei dem, was ich mir ausborge, achte man darauf, ob ich zu wählen wußte, was meinen Gedanken ins Licht rückt. Denn ich lasse andere das sagen, was ich nicht so gut zu sagen vermag.“

Dabei lobt Montaigne das für ernsthafte Philosophen anrühige Verfahren, sich reichlich Stellen auch anderswo als an ihrer Quellen zu holen. Auf sein Bücherwissen ist ohnehin kein Verlaß. Des öfteren habe er sich dabei ertappt, Bücher als neu in die Hand zu nehmen, die er Jahre zuvor schon sorgfältig gelesen und mit Anmerkungen vollgekritzelt hatte. Maßstab für die Überprüfung der Bibliotheksbestände ist auch für Montaigne die Erfahrung. Sie allein rette den um Erkenntnis bemühten Menschen davor, sich in Bücherregionen zu verfangen, in denen der hundertste Kommentar die Sache verwickelter und kniffliger darstellt, als der erste Kommentar sie vorgefunden hatte; jener hundertste aber existiere nur, um die Verwicklung an die hundertundersten weiterzugeben.

„Wir haben mehr damit zu schaffen, die Auslegung auszulegen, als die Sache selbst, und mehr Bücher über Bücher als über irgend einen andern Gegenstand: wir tun nichts anderes, als uns gegenseitig zu kommentieren. Alles wimmelt von Kommentaren.“

Nunmehr gelte es, die Spur dieser unsäglichen Menge an Auslegungen auszulöschen. Also doch Hand an die Bibliothek legen?

Zwei Jahrhunderte später sieht sich Georg Christoph Lichtenberg am Ausgang der Epoche, die den Namen der Aufklärung trägt, vor den nämlichen Konflikt zwischen dem Gebot des Selbstdenkens und der Autorität der Bibliothek gestellt.

„Bei unsrem frühzeitigen und oft gar zu häufigen Lesen, wodurch wir so viele Materialien erhalten ohne sie zu verbauen, wodurch unser Gedächtnis gewöhnt wird die Haushaltung für Empfindung und Geschmack zu führen, da bedarf es oft einer tiefen Philosophie unserm Gefühl den ersten Stand der Unschuld wiederzugeben, s i c h aus dem Schutt fremder Dinge herauszufinden, s e l b s t anfangen zu fühlen, und s e l b s t zu sprechen und ich möchte fast sagen auch einmal selbst zu existieren.“¹⁷

An anderer Stelle sagt er:

„Ich muß in mir selbst eine Freiheit zu denken einführen“ und formuliert Appelle wie *„Meine lieber selbst“* oder *„Laßt euch euer Ich nicht stehlen, das euch Gott gegeben hat, nicht vordenken und nichts vormeinen, aber untersucht euch auch erst selbst recht.“*

Andererseits ist er sich dessen bewußt, wie stark er auch in der Rolle des vorsätzlichen Selbstdenkens von dem abhängig ist, was schon in Bücher Eingang gefunden hat.

„Ehe ich weiter schreibe, so muß ich eine Frage an mich selbst tun. Wo habe ich die Gedanken her, die ich hier schreibe?“

Als Empiriker ist Lichtenberg ein entschiedener Kritiker der Metaphysik und ihres Anspruches, das Ensemble der Wissenschaften zu ordnen und zu zentrieren. Die überlieferten Weltdeutungen nennt er persönliche Meinungs-Systeme. Kritisches Philosophieren wird zu einer gleichsam ortlosen Reflexion, die nirgends endgültig Fuß faßt.

Eine andere Möglichkeit, dem radikalen Funktionswandel der Philosophie angesichts der neuen Rolle empirischer Wissenschaften Rechnung zu tragen, repräsentiert Diderots Projekt einer umfassenden *Enzyklopädie*. Sie bildet seitdem das eigentliche Zentrum der Bibliothek. Der Systemgedanke der Philosophie wird hier nach außen gewendet. Das enzyklopädische Wissen ist von vornherein hypothetisch und in ständiger Transformation begriffen. Es kann

nicht von einem einzelnen philosophischen Kopf, sondern nur von einer „*Gesellschaft von Gelehrten*“ auf den Begriff gebracht werden, von Menschen also, „*die getrennt arbeiten, jeder auf seinem Gebiet*“.¹⁸ Ihr gemeinschaftliches, inter-disziplinäres Werk soll sicherstellen, daß „*jeder - gemäß seinem Begriffsvermögen - an der Aufklärung seines Zeitalters teilnehme*“. Kritische Sichtung des Überlieferten und rigorose Konzentration auf das Wesentliche sollen dem bedrohlichen Wuchern der Bibliothek Einhalt gebieten. Diderot beurteilt die Entwicklung eher skeptisch:

„Während die Jahrhunderte dahinfließen, wächst die Masse der Werke unaufhörlich, und man sieht einen Zeitpunkt voraus, in dem es fast ebenso schwer sein wird, sich in einer Bibliothek zurechtzufinden wie im Weltall, und beinahe ebenso einfach, eine feststehende Wahrheit in der Natur zu suchen wie einer Unmenge von Büchern. (...) Wenn man (...) einen Blick in die kommenden Jahrhunderte wirft und sich vorstellt, welches Gesicht die (wissenschaftliche) Literatur haben wird, nachdem der nie ruhende Buchdruck riesige Gebäude mit Büchern angefüllt hat, so wird man eine Einteilung der Literaten in zwei Gruppen von Menschen vornehmen können. Die eine Gruppe wird wenig lesen und sich Forschungen widmen, die neu sind oder für neu gelten (denn da wir schon jetzt einen Teil des Inhaltes vieler Bücher, die in allen möglichen Sprachen veröffentlicht worden sind, nicht kennen, so werden wir dann einen noch geringeren Teil des Inhalts aller jener Bücher kennen, deren Zahl sich inzwischen hundertmal, ja tausendmal vermehrt haben wird); die andere Gruppe, die der Gehilfen, die unfähig sind, etwas Eigenes hervorzubringen, wird Tag und Nacht unermüdlich diese Bücher wälzen, um das aus ihnen auszu ziehen, was sie für wert befindet zu sammeln und aufzubewahren.“

Zwischen den Spezialisten und den Archivaren aber lassen sich kritische Philosophen nicht mehr recht einordnen.

Wie stellt sich die Situation heute dar? Die Bibliothek wuchert weiter, und zwar nicht zuletzt durch die Fortschreibung des Enzyklopädie-Unternehmens: Sie fordert neben stetiger Erweiterung des Archivs eine immer stärker sich beschleunigende Aktualisierung der Bestände. Kann die Philosophie im Ernst noch beanspruchen, dieses Wuchern zu kontrollieren und ihm eine bestimmte übergeordnete Form zu geben? Für die Fülle spezialisierter Diskurse ist kaum noch ein gemeinsamer Nenner zu finden. Darin besteht für die philosophische Kritik andererseits die Chance, wirklich konkret zu werden und ihren eigenen Diskurs als Streit um Ansätze, Methoden, Erkenntnisziele zugunsten eines problemorientierten „eingreifenden“ Denkens zu relativieren. Jener Streit erscheint inzwischen als Ausdruck einer babylonischen Verwirrung eigener Art. Synkretistisch vermengen sich einstmals trennscharf herausgearbeitete, darin aber auch in ihrer Reichweite eingeschränkte „grundsätzliche“ Positionsbestimmungen und tragen bei zum postmodernen Syndrom der „neuen Unübersichtlichkeit“. Habermas rekapituliert:

*„An jedem Ort wird, manchmal hastig und in wahlloser Gleichzeitigkeit, rezipiert, was bis dahin unterdrückt worden war...“*¹⁹

Dieser postmoderne Zustand ist aber auch Reverenz an einen prämodernen Polytheismus: Autoritäten werden akzeptiert, weil sie in der Bibliothek ihren Platz gefunden haben. Nur droht inzwischen der geregelte Opferdienst angesichts der wachsenden Zahl der Götter, denen geopfert werden könnte, zusammenzubrechen. So erscheint die neue Unübersichtlichkeit zugleich als neue Beliebigkeit. Beide Aspekte der Situation kommen einem Philosophieren entgegen, dem die Verstrickung in bodenlose und weit über alle „vernünftigen“ Grenzen ausufernde Diskurse geradezu zur Grunderfahrung unseres In-der-Welt-Seins geworden ist. So kann Lyotard keinen „*Horizont der Emanzipation*“ mehr entdecken.²⁰ Man müsse abweichen vom aufklärerischen Prinzip der Kritik; mehr noch: die Abweichung selbst sei das „*Ende der Kritik*“.²¹ Ihren für das Selbstverständnis der Moderne zentralen Ort besetzt eine neue Form von agonistischer Rhetorik. Der aufklärerische Anspruch auf Wahrheit wird eingeklammert.

„Wichtig an einem Text ist nicht seine Bedeutung, also das, was er sagen will, sondern was er macht und machen läßt.“²²

Babylonischer noch gibt sich Baudrillard: Souveränität bestehe heute einzig noch darin, sich vom souveränen Objekt verführen zu lassen, einem Objekt das uns

„in die ursprüngliche Verwirrung zurückversetzt und uns zu überraschen sucht.“²³

„Heute, wo jede kritische Radikalität unnütz geworden ist, was bleibt da noch, als die Dinge wieder auf den rätselhaften Nullpunkt zu bringen?“

„Alles spielt sich sowieso ab. Die Wahrheit kompliziert die Dinge nur.“

Wir sehen: gerade die Postmoderne vertraut der Bibliothek von Babel, die das verrätselte Universum ist. Das lenkt auf die Eingangsthese Derridas zurück, nach der es *das* Buch gar nicht gibt, sondern nur Bücher. Diese These zielt auf die Imagination eines auf ewig unzugänglichen Zentrums, dessen Abwesenheit uns schmerzlich bewußt wird, wenn wir uns dem unendlichen Spiel des Bedeutens im Gewebe von Differenzen überlassen, das sich durch wechselseitige Interpretation innerhalb einer im Unlesbaren sich verlierenden Signifikantenkette herausbildet und jeden als definitiv unterstellten Sinn zum Gleiten bringt. In diesem Zusammenhang zitiert Derrida - und dies liegt immerhin schon Jahrzehnte zurück - einen Satz von Edmond Jabès: *„Das Buch ist das Labyrinth“*.²⁴

Wer sich auch heute noch der Aufklärung verpflichtet fühlt, wird sich bei jenem Satz nicht beruhigen können. Berechtigung hat er zunächst nur als ein mögliches Prinzip ästhetischer Erfahrung. Das zeigt mustergültig die Variation des Labyrinth-Motivs im Werk von Jorge Luis Borges. Seine artistisch auch mit philosophischen Argumenten spielenden Texte halten als Fiktionen ausdrücklich die Geltungsfrage offen. Texte der Philosophie können dies nicht in derselben Weise tun. In ihnen ist die Aktivierung ästhetischer Geltungsansprüche nur legitim, wenn sie die grundsätzlich mit einer bestimmten Fragestellung verfolgten theoretisch-kognitiven oder praktisch-normativen Geltungsansprüche nicht verdrängen oder verfälschen. Natürlich können philosophische Sätze auch gegen ihre Intention ästhetisch verwendet und Sätze der Literatur in philosophische Argumente transformiert werden. Aber dies wäre eben zugleich eine Veränderung der Voraussetzungen ihrer Thematisierung im Diskurs.

Ein bestimmter Habitus „postmodernen“ Philosophierens fördert demgegenüber die Vermengung verschiedenartiger Geltungsansprüche. Das Schillern selbst wird zum ästhetischen Reiz, der die in der Aussageform immer noch implizierte Verpflichtung zu schlüssiger Argumentation vergessen macht. Der Verlust ist zumeist ein doppelter: Ästhetisch bleibt die oftmals üppig wuchernde Metaphorik weit hinter den Möglichkeiten avancierter Literatur zurück; in kognitiver Hinsicht zeigen sich eklatante Begründungsdefizite, und normativ herrscht eine nicht selten zum Zynismus tendierende „neue Unverantwortlichkeit“. Was ist etwa von den kaum je einmal eingeschränkten Verallgemeinerungen zu halten, die Baudrillard in durchaus nicht hypothetischer, sondern kategorischer Form als Aussagen über „die Gesellschaft“ oder „die Wirklichkeit“ zum besten gibt? Geschichte habe aufgehört zu existieren; das Reale habe sich in der Simulation verflüchtigt; es gebe kein verantwortliches Subjekt mehr; der Kreislauf der Geiseln und Terroristen habe den Kreislauf der Herrschenden und Beherrschten ersetzt; das Soziale sei ein Mythos und ein Krebsgeschwür. Und speziell auf das babylonische Syndrom bezogen:

„Heutzutage ist jedes Ereignis potentiell folgenlos, es ist für alle möglichen Interpretationen offen, verschießt sich aber der Festlegung auf einen bestimmten Sinn: alle Ursachen sind gleichermaßen wahrscheinlich, es gibt eine vielfältige und willkürliche Zuordnungsmöglichkeit.“²⁵

Wer fragt hier noch, wie folgenlos und willkürlich Baudrillard selbst verstanden werden will? Jedenfalls bedarf es eines sorgfältigeren Gebrauchs der Bibliothek von Babel, damit aus ihr kritischer Gewinn gezogen werden kann.

Das Schicksal der Philosophie wie der Bibliothek im Zeichen des Spannungsfeldes von Prämoderne, Moderne und Postmoderne ist auch Gegenstand von Lyotards vieldiskutiertem *Bericht über das postmoderne Wissen*.²⁶ Er repräsentiert eine neue Variante des langen Abschiedes vom Humboldtschen Bildungskonzept, das die Forderung enthielt, aus einer philosophisch definierten Mitte heraus „*die Wissenschaft als solche zu suchen*“ und „*alles einem Ideal zuzubilden*“. Damit sei es nun endlich vorbei. Lyotards Stichworte sind: Verfall der Bildung, Delegitimierung des Wissens, Demoralisierung der Forschenden, Lehrenden und Lernenden. Mobile Expertenkompetenz ersetze die klassischen humanistischen Orientierungsansprüche. Dem Hochschullehrer als Vermittler solcher Orientierung hört Lyotard „*die Grabesglocken läuten*“. Aufgabe künftiger Pädagogik sei es, den Gebrauch von Terminals zu lehren, durch den nicht zuletzt auch der Gang zur Bibliothek entbehrlich wird.

„*Die Enzyklopädie von morgen, das sind die Datenbanken. Sie übersteigen die Kapazitäten jeglichen Benutzers. Sie sind die 'Natur' für den postmodernen Menschen.*“

Unterstellen wir einmal, daß es so kommen wird. Dann begäbe die Stunde Null der vollendeten Postmoderne mit der einleitenden Wendung: „*Das Universum, das andere die Infothek von Babel nennen...*“

Lyotard plädiert keineswegs für die in der totalen Vernetzung aller Datenbanken sich vollendende Technokratie. Was er jedoch dagegen setzt, ist nicht die Position aufklärerischer Kritik, sondern die regellose Emanzipation des Benutzers. Emphatisch fordert er dazu auf, der Öffentlichkeit freien Zugang zu allen Speichern und Datenbanken zu verschaffen. Statt des Versuchs kritischer Selbst- und Weltorientierung gibt es dann „*Spiele mit vollständiger Information*“. Sie gelten Lyotard wiederum als Voraussetzung einer Politik, „*in der der Wunsch nach Gerechtigkeit und nach der Unbekannten gleichermaßen respektiert sein werden.*“ Utopisches Denken hat hier seine postmoderne Schwundstufe erreicht. Denn die Gegner jeglicher Utopie können sich kaum etwas besseres erhoffen, als daß sich die Forderung nach Gerechtigkeit in der nach freiem Zugang zu Terminals erschöpfe.

Wie auch immer der Streit zwischen prämodernem, modernem und postmodernem Denken weitergehen wird: Die Infothek von Babel gewinnt an Kontur. Liegt ihre kritische Funktion vielleicht darin, daß Hochschullehrer, denen postmodern die Grabesglocken zu läuten scheinen, nun nicht mehr so selbst- und weltvergessen wie bisher an einer in Auflösung begriffenen Bibliothek weiterzubauen versuchen? Denn solches Tun verliert angesichts der schnell wachsenden Möglichkeiten computergestützter Sammlung, Aufbereitung und Verknüpfung wissenschaftlicher Daten seinen althergebrachten Nimbus. Die Aussicht, für die Infothek von Babel zu arbeiten, kann jedenfalls nicht jenes Gefühl der Befriedigung kompensieren, das die Behauptung begleitet: Dieser Platz in irgendeinem Sechseck der Bibliothek ist dank der Kompaktheit einiger weniger Bücher der meinige.

Anmerkungen

- 1) Jacques Derrida: *L'écriture et la différence* (1967). Deutsche Ausgabe: -Die Schrift und die Differenz, Frankfurt 1972, S. 102 ff.
- 2) Jorge Luis Borges: *Ficciones* (1941/1944). Deutsche Übersetzung in: *Sämtliche Erzählungen*, München 1970, S. 190-199
- 3) Jorge Luis Borges. *Der mythische Bibliothekar*, hrsg. vom Hanser-Verlag, München 1987

- 4) Umberto Eco: *De Bibliotheca* (1983). Deutsche Ausgabe: *Die Bibliothek*, München 1987.
- 5) Jean Paul Sartre: *La Nausée* (1938). Deutsche Ausgabe: *Der Ekel*, Reinbek 1963, S. 36 f.
- 6) Georg Friedrich Wilhelm Hegel: *Phänomenologie des Geistes*, Bamberg/Würzburg 1807, Schlußpassage
- 7) Georg Friedrich Wilhelm Hegel: *Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse*, Heidelberg 1817, Einleitung § 6.
- 8) Jean Paul Sartre, *Les Mots* (1964). Deutsche Ausgabe: *Die Wörter*, Reinbek 1965, S. 31, 37, 139
- 9) Gustave Flaubert: *Bibliomanie* (entstanden 1836, erstmals veröffentlicht 1910). Deutsche Übersetzung in: *Jugendwerke*, Zürich 1980, S. 64
- 10) Gottfried Wilhelm Leibnitz: *Essais de théodicée sur la bonté de Dieu, la liberté de l'homme et l'origine du mal*, Amsterdam 1710
- 11) Jean-François Lyotard: Pressemitteilung zur Ausstellung „Les Immatériaux“ vom 8. Januar 1985. Deutsche Übersetzung in: *Immaterialität und Postmoderne*, Berlin 1985
- 12) Georg Christoph Lichtenberg: *Sudelbücher*, Heft J, Notiz Nr. 17. Zitiert nach: *Sudelbücher I*, München 1973.
- 13) Lucius Annaeus Seneca: *Epistulae morales ad Lucilium* (zur Publikation bestimmt im Jahre 124). Zitiert nach der Auswahlübersetzung in: *Vom glückseligen Leben. Auswahl aus seinen Schriften*, Stuttgart 1983, S. 192
- 14) Immanuel Kant: *Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?*, *Berlinische Monatschrift*, Dezember 1783.
- 15) David Hume: *An Enquiry Concerning Human Understanding*, London 1748.
- 16) Michael de Montaigne: *Essais* (1580-1588). Zitiert nach der Auswahlübersetzung: *Essais*, Zürich 1953, S. 461, 181, 176, 385, 835, 401, 847 f.
- 17) Georg Christoph Lichtenberg: *Sudelbücher* (s. Anm. 12), Heft B, Notiz Nr. 264 und 321; Heft D, Notiz Nr. 121; Heft F, Notiz Nr. 734.
- 18) Denis Diderot: Artikel „Encyclopédie“ in Band V (1755) der *Encyclopédie ou dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers, par une société de gens de lettres*“, zitiert nach der deutschsprachigen Auswahl „*Enzyklopädie. Philosophische und politische Texte aus der 'Encyclopédie'*“, München 1969. S. 84 f. und 145 f.
- 19) Jürgen Habermas: *Die Neue Unübersichtlichkeit*, Frankfurt 1985, S. 133.
- 20) Jean-François Lyotard: Gespräch mit Bernard Blistene, in: *Immaterialität und Postmoderne* (s. Anm. 11), S. 69.
- 21) Jean-François Lyotard: *Dérive à partir de Marx et Freud*, Paris 1973, S. 15.
- 22) Jean-François Lyotard: *Dérive à partir de Marx et Freud* (s. Anm. 21), S. 6.
- 23) Jean Baudrillard: *Les strategies fatales* (1983). Deutsche Ausgabe: *Fatale Strategien*, München 1985, S. 230 ff.
- 24) Jacques Derrida: *Die Schrift und die Differenz* (s. Anm. 1), S. 448.
- 25) Jean Baudrillard: *Fatale Strategien* (s. Anm. 23), S. 17, 43, 46 f., 67, 20.
- 26) Jean-François Lyotard: *La condition postmoderne* (1979). Deutsche Ausgabe: *Das postmoderne Wissen*, Graz/Wien 1986, S. 100, 24, 112, 32, 141, 155, 149, 151, 192 f.